

Heide Nullmeyer

„So wird es kommen“

Höchstpörsönliches aus einem Frauenleben
und der Welt des Fernsehens

Einleitung

Warum drängt es mich, meine freudvollen aber auch schmerzlichen Erfahrungen, Erlebnisse und Beobachtungen, aufzuschreiben? Gibt es so etwas wie eine Art „Drehbuch“, dem ich gefolgt bin? Wodurch bin ich geprägt worden? Was hinderte mich, lange Zeit selbst bestimmt zu leben? Welchen Einfluss hatte es, dass ich das Resultat einer außerehelichen Verbindung bin? War ich ein gewolltes Kind? Durch wen oder was habe ich mich in eine Opferrolle drängen lassen? Welche Elternbotschaften haben mein Verhalten bestimmt? Wo bin ich mir treu geblieben? Welche Risiken bin ich eingegangen? Wie habe ich mich aus schwierigen Situationen herausgearbeitet? Was hätte ich anders machen können? Ich schwankte oft hin und her in meinen Geföhlen. Mal war ich mutig und risikobereit „ich schaffe das schon“ – „ich gehe da durch, egal wie“ – „ich brauche niemanden“ – dann wiederum reagierte ich ängstlich oder trotzig „das wird nie was“ – „das kann nicht gelingen“ - „ich werde es allen zeigen!“

Aus der Gedächtnisforschung weiß man, dass unser Gehirn nicht alles lückenlos speichert. Je öfter wir an ein Ereignis denken, desto häufiger ändern sich Nuancen, da die Erinnerungen mit unseren aktuellen Lebenserfahrungen bewertet werden. Das Ergebnis macht umso glücklicher, wenn man feststellt, dass man sich mit den Jahren immer positiver entwickelt hat. Wie steht es mit dem „Schatten“ in mir, wie C. G. Jung, der Schweizer Psychiater, die „dunkle Seite“ in uns genannt hat? Vielleicht habe ich die eine oder andere ungute Situation zu meinen Gunsten unter den Teppich gekehrt. Im Kapitel „Psychologische Gedankensplitter“ versuche ich, mir dabei auf die Spur zu kommen. Ich schaue dankbar auf mein Leben zurück.

Am Anfang sah es nicht so aus, dass ich das heute so würde sagen können. Geboren als uneheliches Kind, das Gymnasium abgebrochen, stattdessen eine Lehre zum Großhandelskaufmann abgeschlossen (wie man das damals noch nannte) - mit neunzehn einem Griechen nach Athen gefolgt, dort unter spektakulären Umständen geheiratet. Mit neunundzwanzig – nach mehreren Umwegen – bei Radio Bremen im Fernsehen gelandet. Nach dem ersten gelungenen Interview, geadelt durch eine Ermutigung des Intendanten, waren meine nächsten ersten Schritte kleine Beiträge im Regionalprogramm, gefolgt von sozialkritischen Filmen über Obdachlose und Migranten.

1971 realisierte ich meinen ersten fünfundvierzig Minuten-Film über die Bremer Gesamtschule-West: „*Experiment Gesamtschule*“, eine Langzeit-Produktion für das dritte Programm von Radio Bremen und dem Norddeutschen Rundfunk. Unbewusst hatte ich mir ein Thema ausgesucht, in dem das Motto „Chancengleichheit für alle“ eine wichtige Rolle spielte. Die abwertende und kränkende Botschaft auf dem Gymnasium „Das kannst du nicht!“ hatte lange Zeit in mir nachgewirkt.

Für das Erste Programm des Deutschen Fernsehens porträtierte ich über Jahre viele sehr unterschiedliche Frauen. Sie hatten alle etwas mit mir zu tun und haben mich auf vielen Ebenen herausgefordert. Zum Beispiel die Arbeiterfrauen aus Erwitte im Film „*Keiner schiebt uns weg*“, Erika Pluhar, die österreichische Schauspielerin und Sängerin, Hannelore L., die einen Mörder im Knast geheiratet hatte, Erika, eine „trockene“ Alkoholikerin, Marika Röck, der ungarische Star.

Mit Ende dreißig begann die Suche nach mir selbst. Kurz vor einer Drehreise nach London brach ich im Kasino von Radio Bremen zusammen. Mein Herz raste, ich hatte Todesangst. Nach kurzem Krankenhausaufenthalt landete ich in einer psychosomatischen Klinik im Tecklenburger Land. Dort forderte mich ein Therapeut auf allen Ebenen heraus – in Gesprächen, in aufreibenden Übungen. Plötzlich tauchten Bilder aus meiner Vergangenheit auf, die ich jahrelang verdrängt hatte. Ich heulte, brüllte, schlug auf ein Kissen ein. „Ihr alle könnt mich mal – ich hasse euch.“ „Weiter“, ermunterte mich der Therapeut. „Lassen Sie alles raus. Das wird Ihnen guttun.“ In einer dieser Stunden stellte er mir einen Eimer hin. Ich kotzte. Kotzte alles raus, was seit Jahren in mir unverarbeitet festsaß und mich hinderte, ich selbst zu sein. Ich blieb sechs Wochen in der Klinik. Zwei Jahre durchforstete ein Psychologe mit mir die Stadien meiner Entwicklung. Ich gierte nach mehr und setzte mich manchen fragwürdigen Selbsterfahrungs-

Seminaren aus. Lange Zeit fühlte ich mich verunsichert und schutzlos. Es war der bewusste Beginn meiner Selbstfindung.

Mit vierzig startete ich noch einmal neu durch. Ich holte mein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg nach, studierte Psychologie an der Universität in Bremen und durchlief parallel dazu eine Fortbildung zur Gestalttherapeutin. Mit fünfzig begann ein nächster Abschnitt meiner Entwicklung. Während meiner Zusammenarbeit mit der Bremer Professorin Annelie Keil am Film „*Wenn Körper und Seele streiken*“ begegnete ich der Traumforscherin Ortrud Grön. Eine neue Herausforderung. Die folgenden zwanzig Jahre leitete ich Seminare im In- und Ausland als Psychologin und Traumtherapeutin. „*Die Legende Rudi Carrell*“ war mein letzter erfolgreicher Film für die ARD im Auftrag von Radio Bremen. Ich war siebzig Jahre alt.

In Abständen von etwa zehn Jahren veränderte sich mein Leben. Deshalb möchte ich noch einmal genauer hinschauen, wie sich mein Weg entwickelt hat. Sieben Wochen habe ich mich auf der griechischen Insel Karpathos in „Klausur“ begeben. Ich bin eingetaucht in meine wechselvolle Vergangenheit: Von der Kindheit über meine Jugend, in meine Begegnungen mit vielen interessanten Menschen und deren Schicksalen, mit Prominenten und ihren Themen, die mich auf verschiedenen Ebenen ansprachen. Ich habe meine drei Ehen Revue passieren lassen und stellte beim Schreiben erstaunt fest, wie hautnah manche Erfahrung plötzlich wieder vor meinem geistigen Auge auftauchte. Im Juni 2020 werde ich achtzig Jahre alt.

Heute kann ich sagen, dass alles, was ich durchlebt habe, mir unbewusst geholfen hat, mich stufenweise zu entwickeln. Die karge Schönheit dieser griechischen Insel und die Begegnung mit den Einheimischen, den Flüchtlingen und Zugereisten dort, haben in mir den Wunsch geweckt, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden. Meine Erlebnisse und Gedanken in dieser Zeit, habe ich in einem Reise-Tagebuch festgehalten. Sie sind die zweite Ebene im ersten Teil meines Buches. Die dritte Ebene ist der Versuch einer psychologischen Einordnung in meine Verhaltensweisen. Jeder macht sich Gedanken über sich selbst und wenn man es richtig und gut macht, nennt man so etwas „Selbstreflexion“. Meistens macht man das mit sich im stillen Kämmerlein. Sich selbst jedoch öffentlich zum Objekt der professionellen Betrachtung in der Rolle als Journalistin, Filmemacherin und Psychologin zu machen, ist weniger einfach, zwiespältig und in gewisser Hinsicht auch ein wenig verrückt. Dass Sie sich offenbar als interessierte Leserin, als interessierter Leser angesprochen gefühlt haben, in die Episoden meiner Lebensreise eintauchen zu wollen, freut mich erst einmal

sehr. Ich würde mir wünschen, dass Sie mich mit Toleranz und Verständnis auf diesem schwierigen Pfad begleiten.

Reise in die Vergangenheit Begegnung im Flieger

Der Flieger von Hamburg nach Athen startete mit einer halben Stunde Verspätung. Hoffentlich bekomme ich den Anschluss-Flug nach Karpathos, sorgte ich mich. Sonst müsste ich in Athen übernachten, in der Stadt, mit der ich immer noch verbinde, was mich mit neunzehn Jahren dorthin geführt hatte: meine erste große Liebe. Als ich damals im Januar 1959 dort ankam, sah ich eine glückliche Zukunft vor mir. Mit Dimitri, dem Mann, dem ich in England begegnet bin. Ich war ihm vom ersten Moment an verfallen. In den sechs Jahren, die ich mit ihm in England, Griechenland und Spanien verbrachte, durchlebte ich ein Wechselbad der Gefühle: Ich liebte bis zur Selbstaufgabe, ich hoffte, ich war enttäuscht, ich war wütend, hilflos, verzweifelt und trotzig.

Morgens hatte ich mich am Flughafen in Hamburg von Frankie, meinem dritten Ehemann, verabschiedet. Ich sah ihn winkend vor der Absperrung stehen, die nur Fluggästen vorbehalten war. Irgendwie wirkte er verloren. Er warf mir mit der rechten Hand Küsschen zu. Lange und ganz fest hatte er mich umarmt und mir immer wieder versichert, wie sehr er meinen Entschluss unterstütze, mich schreibend meiner Vergangenheit zu stellen. Ich dachte liebevoll an ihn. Er würde mir fehlen. Ein Mann, der jeden Menschen in seiner Würde respektiert, egal woher er kommt. Der sich bemüht, hinter die Dinge zu schauen, nicht gleich urteilt, der freiheitsliebend ist, so wie ich auch. Diese Eigenschaften sind seinen Erfahrungen als Kameramann, der Begegnung mit Menschen unterschiedlichster Herkunft in jedem Winkel der Welt geschuldet. Uns verbindet seit mehr als fünfunddreißig Jahren eine innige, zärtliche Liebe. Bei Radio Bremen hatten wir uns kennengelernt.

Im Flieger nach Athen, saß eine sportlich gekleidete Mittdreißigerin neben mir. Sie lächelte mich freundlich an. Offenbar hatte sie Lust, sich zu unterhalten. Als Fernsehjournalistin und Diplompsychologin war ich viele Jahre mit Frauenschicksalen konfrontiert. Was sich wohl hinter ihr verbarg? Ob sie denn auch noch weiterreise, fragte ich. „Ja“, entgegnete sie lebhaft.

Sie führe nach Agistri, einer kleinen Insel unweit von Athen. Dort erwartete sie eine Gruppe, um mit ihnen an Träumen zu arbeiten. Ich zuckte innerlich zusammen: was für ein Zufall. Dass ich ebenfalls seit vielen Jahren als Traumtherapeutin arbeite, behielt ich erst einmal für mich. Sie plauderte munter darauf los: sie sei Psychodrama Therapeutin, die Szenen der Träume würden gespielt und was dabei an Gefühlen hochkomme, sei das Wichtigste dieser Arbeit. Manchmal schlüpfen die Teilnehmer*innen auch in Figuren aus der griechischen Mythologie und je nachdem, welche Rolle sie sich ausgesucht hätten, könnten Schlussfolgerungen auf ihre innere Welt gezogen werden. „Ich kenne Traumarbeit sehr gut“, hörte ich mich sagen, „wenn auch mit einem anderen Ansatz.“ Die junge Frau war verblüfft. „Wirklich? Und dann erzählte ich ihr, dass meine Lehrmeisterin, die Traumforscherin Ortrud Grön und ich viele Jahre lang Traumseminare auf Thassos, einer Insel im Norden Griechenlands, geleitet haben. In ihrem Konzept spielt die so genannte „Gleichnissprache“ eine große Rolle und den Bildern der Natur wird eine wichtige Aussagekraft zugeschrieben. Ortrud Grön geht davon aus, dass „die Evolution der Natur, sich in der geistigen Evolution des Menschen wiederholt.“ Damit konnte meine Sitznachbarin nichts anfangen. Also erzählte ich von unserem Film über Ortrud Grön: *„Dem Traum des Lebens auf der Spur - Träume als Gleichnis von Naturgesetzen verstehen“* und bot an, ihn ihr zu schicken, sobald ich wieder zu Hause wäre.

Dann wechselten wir das Thema: Welche Europäischen Sehenswürdigkeiten sollte man unbedingt gesehen haben. Ich erwähnte eine einwöchige Reise mit meinem Mann nach Andalusien. Als Kameramann hat er Mitte der sechziger Jahre unter anderem in der Mesquita in Cordoba und auf der Alhambra in Granada, diesen einmaligen maurischen Monumenten, eine Dokumentation gedreht. Für ihn war es ein Wiedersehen und für mich eine spannende Neuentdeckung. Bei dem Wort „Alhambra“ reagierte meine Sitznachbarin sichtlich erschrocken. Mit ihrem spanischen Mann und seinen Eltern hatte sie sieben Jahre lang ein kleines Lokal unterhalb der Alhambra betrieben. Ihr Sohn kam in Spanien zur Welt. Leider hat die Beziehung nicht gehalten und sie ist mit ihm zurück nach Deutschland gegangen. „Ich war in jungen Jahren einmal mit einem Griechen verheiratet“, sagte ich. „Jetzt bin ich auf dem Weg nach Karpathos. In der Einsamkeit dieser griechischen Insel will ich unter anderem über meine Erlebnisse vor fast sechzig Jahren schreiben.“ „Zwei bemerkenswerte Übereinstimmungen“, sagte sie. „Dass wir nebeneinander sitzen in einem Flieger mit mehr als dreihundert Personen an Bord, muss doch eine Bedeutung haben!“. Wir

verabschiedeten uns herzlich. Ich wünschte ihr ein erfolgreiches Seminar. Sie rief mir noch im Aussteigen zu „Lassen Sie sich von der Muse küssen!“

Tagebuch Nr. 1 - Ankunft auf Karpathos.

Am Flughafen erwartet mich Renos, der Taxifahrer. Die Fahrt über die Insel ist im ersten Moment eine Enttäuschung. Schroffe, steile Felsen, die nur von kleinen Büschen bedeckt sind. Von Thassos bin ich das üppige Grün der Pinien- und Olivenbäume gewöhnt. „Wie in den Schweizer Alpen“, denke ich. Renos scheint meine Gedanken zu erfassen. „Ichame foties etho...“ - wir hatten hier mehrere Feuer, da ist viel Wald kaputtgegangen. Es dauert halt, bis das nachwächst. Die Fahrt ist kurvenreich, die Straße nicht besonders befestigt. Renos fährt sehr vorsichtig, obwohl uns nur wenige Autos entgegenkommen. Immer wieder macht er mich auf die herrlichen Buchten aufmerksam, die versteckt am Meer liegen. Nach ca. 45 Minuten kommen wir in Lefkos an, der Mitte der Insel. Ich bin entzückt von meiner Unterkunft. Ein kleines, weißes Appartementhaus mit sechs Einheiten. Das Meer vor der Tür. Die Wirtzleute Maria und Nikos empfangen mich herzlich. Ich beziehe ein Zimmer im ersten Stock. Der Blick vom Balkon ist spektakulär - türkis-blaues Meer, feinsten Sandstrand, direkt vor dem Haus. Gegenüber: einstöckige, kleine, weiße, viereckige Häuschen mit blauen Fensterläden. Ein geschützter Hafen mit einigen kleinen Fischerbooten. Davor mehrere Tavernen mit blauen Holzgittern auf den Terrassen. Die Nachbarinsel Kassos gegenüber taucht wie eine Fata Morgana aus dem Meer auf. Das Bild wird sich je nach Wind täglich verändern. Mein Zimmer - mit einem Doppel- und einem Einzelbett ist sehr einfach. Zwei Kochplatten, das Nötigste an Geschirr für kleine Mahlzeiten.

In der ersten Nacht schlafe ich schlecht in dem ungewohnten Bett. Ich spüre jede Stepp-Naht. Darunter lose harte Bretter. Mitten in der Nacht kracht eins davon mit einem Höllenlärm herunter. Gott sei Dank ist bisher nur ein Appartement belegt.

Der nächste Morgen. Um sieben Uhr stehe ich auf. Die Sonne zeigt sich schon. Es ist mucksmäuschenstill. Noch scheint die kleine Ansammlung von Häusern mit ihren Bewohnern im

Tiefschlaf. Ich schnappe meinen Rucksack, ziehe feste Schuhe an. Wo bin ich gelandet? Um die Ecke des kleinen Mini-Marktes zwei weitere herrliche Buchten mit feinstem Sandstrand. Ziegen knabbern an dem wenigen Grün. Der Wind streicht sanft über meine Haut. Weit und breit keine Menschenseele. Ich ziehe meine Kleidung aus. Tauche ein in das kristallklare Wasser. Ich bin angekommen.

Hier werde ich sieben Wochen bleiben und schreiben.

Meine Kinderjahre (Aus Kapitel: „Woher komme ich?“, S.24)

Unsere Wohnung war klein: Ein Schlafzimmer mit einem großen Bett in der Mitte, ein kleiner Wohnraum mit einer Kommode und einer Ausziehcouch, auf der ich schlief, bevor unser erster Untermieter einzog Die Küche war unser Lebensmittelpunkt. Sie war bestückt mit einem kleinen Geschirrschrank, der links an der Wand stand, rechts, neben der Tür, die zum Balkon führte, dominierte ein großer Tisch den kleinen Raum. Gekocht und gebacken wurde auf einem Gasherd. Ich liebte es, wenn meine Mutter in der Küche hantierte und ich währenddessen Hausaufgaben machen durfte. Sie rumorte mit den Zutaten für die Mahlzeit, lief hin und her, manchmal brabbelte sie vor sich hin, wenn ihr ein Utensil fehlte. Ich liebte den Koch-Geruch aus den Töpfen und Pfannen. In diesen Momenten fühlte ich mich umsorgt und geborgen. Wenn das Essen fertig war, packte ich meine Schulbücher zusammen, der Tisch wurde gedeckt und wir aßen.

Das ganz Besondere an der Wohnung aber war für mich das Bad. Es war sehr klein. Wenn man die Tür – ausgehend von einem kleinen, schmalen Flur - öffnete, war es nur ein einziger Schritt bis zur Toilette, die genau in der Mitte unter dem Fenster stand. Rechts an der Wand befand sich ein kleines Waschbecken, darüber ein viereckiger weiß umrahmter Spiegel. An der linken Wand füllte eine, wie ich damals empfand, riesengroße Badewanne die Länge des Bades komplett aus. Diese Wanne war meine ganze Wonne. In die stieg ich, so oft es eben ging. Ich konnte nicht genug bekommen von dem angenehm warmen Wasser, das ich immer wieder nachlaufen ließ. Dort fühlte ich mich wie von unsichtbarer Hand gehalten. Ich erfand Geschichten mit Magiern und Feen, die ich mir selbst erzählte. Mein besonderer Freund war Kunibert, der Boss der Zauberer. Ich stellte ihn mir mit einem Stab in der Hand vor, mit dem er alles erreichen konnte, was er

wollte. Manchmal bat ich ihn, mir ein Kätzchen zu zaubern, mit dem ich schmusen könnte. Als ich noch mit meiner Omi und meiner Mutter in einem kleinen Dorf im Westerwald gelebt hatte, war ich eines Tages mit einer Katze nach Hause gekommen, die ich auf einem Bauernhof gefunden hatte. Ältere Dorfjungen hatten mir geholfen, die zappelnde Katze in einen Sack zu stecken, den ich mit großer Anstrengung auf meinem Rücken nach Hause schleppte. Als ich den Sack öffnete, um meiner Mutter die Katze zu zeigen, sprang diese voller Panik aus ihrem Gefängnis und flüchtete. Ich habe sie nicht mehr wiedergesehen, was sich als erster Verlust in mein Kinderherz einnistete. Mit Kunibert besprach ich alles, was mich bewegte, zum Beispiel auch, dass ich mich einsam fühlte und niemanden zum Spielen hatte, wenn ich aus der Schule kam und meine Mutter nicht zu Hause war. Ich war ganz sicher, dass Kunibert alles hörte, was ich ihm anvertraute. Manchmal glaubte ich sogar, ihn antworten zu hören: „Du brauchst keine Angst zu haben, ich bin ja bei dir.“ Wenn es ganz schlimm wurde, legte ich mich in das warme Badewasser. Wenn dann meine Mutter nach Hause kam und merkte, dass meine Haut schon ganz schrumpelig war, schimpfte sie laut und ich beeilte mich, aus der Wanne zu hüpfen. Diese Badewanne war mein Refugium in der Zeit der Umgewöhnung vom Land in die Stadt.

Wenn das Fenster im Bad offenstand, hörte ich manchmal, da war ich dann schon zwölf, aus dem Nachbarhaus Gesang. Dann schlich ich mich ins Bad, saß mucksmäuschenstill auf dem Klodeckel und lauschte den ungewöhnlichen Klängen und Lauten. Sie kamen mir zwar komisch vor, weckten aber meine Neugierde. „Sie übt wieder“, sagte dann meine Mutter. Sie, das war, wie ich sehr viel später erfuhr, Anja Sylia, die große Wagner-Interpretin, die im Nachbarhaus wohnte.

Die Wohnung hatte zwei Balkone, ein kleiner vor dem Schlafzimmer und ein großer, der sowohl von der Küche aus als auch von dem kleinen untervermieteten Zimmer betreten werden konnte. Im Winter wurden dort Vorräte gelagert. Im Sommer kam der Eismann. Wenn er sich mit seiner lauten Klingel bemerkbar machte, kam die Hausgemeinschaft zusammen, jeder nahm einen oder auch mehrere große Eisblöcke mit, sodass wenigstens einige Tage die wichtigsten Lebensmittel kühl gehalten werden konnten. Einen Kühlschrank hatten wir lange Zeit nicht. Auf dem großen Balkon stand auch Hansi, mein Kanarienvogel, den ich heiß und innig liebte und dem ich das Sprechen beibringen wollte. Ich saß stundenlang vor seinem Käfig und flüsterte seinen Namen, bis ich heiser war. Zurück kam nur ein aufgeregtes Zwitschern. Ich fand Hansi mit seinem gelben Federkleid

wunderschön. Manchmal fragte ich ihn, ob er sich denn auch so einsam fühle in dem Käfig. Dann flog er aufgeregt hin und her, was ich als ein JA verstand. Ich versprach, ihm einen Spielgefährten zu besorgen. Doch dazu kam es nicht mehr.

Eines Tages, beim Saubermachen, schlüpfte Hansi durch ein Türchen, das ich nicht richtig verschlossen hatte und flog davon, ehe ich auch nur reagieren konnte. Obwohl ich von Haus zu Haus ging, um Hansi wiederzufinden, blieb er verschollen. Ich bat meine Mutter, Zettel zu schreiben, die ich an den Bäumen der Umgebung anbrachte. Es nützte nichts. Niemand hatte Hansi gesehen. Auch Kunibert, mein Zauberer, konnte nicht helfen. Ein zweiter großer Verlust und ein tiefer Schmerz. Ich war acht Jahre alt.

Mehr als dreißig Jahre später porträtierte ich in der für die ARD von Radio Bremen produzierten Reihe „Frauengeschichten“ die österreichische Schauspielerin, Sängerin und inzwischen auch erfolgreiche Autorin, Erika Pluhar. Bei der Vorbereitung stolperte ich über einen Text aus ihrem Bestseller „Aus Tagebüchern“, der mich schmerzlich an meinen Verlust von Hansi erinnerte. Diese Texte hatten mich sofort in ihren Bann gezogen. Die Intensität, die Aufrichtigkeit, die schmerzvoll erlittenen Erfahrungen, die Erika darin beschreibt, hatten mich tief angesprochen. In manchen Situationen, so unterschiedlich sie auch waren, fand ich mich wieder. Ich fühlte mich mit ihr seelenverwandt. Wie selbstverständlich entwickelte sich nach unserer ersten Begegnung eine bis heute andauernde aufrichtige Freundschaft. Erika erzählt darin unter anderem einen Traum, der genau meinen damaligen Schmerz spiegelte, nachdem mein geliebter Kanarienvogel davongeflogen war. Erika brachte ihn stellvertretend für mich zum Ausdruck. Ich sah mich als achtjährige auf dem Balkon stehen und voller Entsetzen meinen Hansi davonfliegen. Er hatte sich nur ganz kurz auf einem Baum niedergelassen, ehe er über dem nächsten Häuserblock meinen Blicken entwand. Voller Verzweiflung hörte ich mich wieder rufen: „Hansi, Hansi, komm zurück. Du bist doch mein Freund!“ Erikas Worte hatten meinen lang verdrängten Schmerz wieder ins Bewusstsein gebracht. Mein erstes Porträt über sie begann ich mit ihrer Traumaufzeichnung, die sie vorlas:

„Nachts ein Gewitter. Ich stehe auf, die Fenster zu schließen. Da bemerke ich die Abwesenheit der beiden Vögel. Eine Käfigtür ist offen. Ich selbst habe höchstwahrscheinlich vergessen, sie zu schließen. Ich laufe zu Anna, weinend, nehme ein Valium. Lege mich wieder in mein Bett mit dem Wunsch zu sterben. Träume von Filmleuten, die in meinem Garten Sandhügel

aufschütten. Holzgerüste aufstellen, mit dem Hinweis, sie müssten hier drehen. Es gelingt mir nicht, sie loszuwerden, ich schreie und heule, aber die Menschen beachten mich nicht einmal und verwüsten weiterhin den Garten. Als mir das Herz wehtut vor Schmerz und Tränen, dringt Vogelgezwitscher in mein Bewusstsein. Ich stürze auf die Veranda. Einer der Vögel ist nicht weggeflogen durch das offene Fenster, sondern im Schutz des Hauses geblieben. Wir werden einen neuen Tristan für sie suchen müssen - irgendwie glaube ich, dass es Isolde ist, die geblieben ist. Für mich sind die Tragödien, kaum zu ertragen.“

Kurz nachdem ich ihre Aufzeichnungen „Aus Tagebüchern“ verschlungen hatte, war Erika Pluhar Gast in der Talksendung „3nach9“ im Fernsehen von Radio Bremen. Der damalige Moderator Wolfgang Menge trieb sie mit seinen Fragen derart in die Enge, dass sie während der Sendung in Tränen ausbrach. Diese Demütigung war später für sie das Signal: „Kein Moderator, kein Talkmaster, kein Journalist der Welt, wird mich je wieder so fassungslos und in Tränen erleben!“ Diese Entschlossenheit von Erika Pluhar: „So lasse ich nie mehr mit mir umgehen“, habe ich auch in meinem Herzen verankert. Als ich sie in Wien anrief und mich mit „Radio Bremen Fernsehen“ meldete, war ich gespannt, wie sie reagieren würde. Ich befürchtete, sie könne mich abwimmeln oder gar auflegen. Am Ende des Telefonats sagte sie: „Kommen Sie erstmal her, dann sehen wir weiter“. Ich fuhr nach Wien mit einem Vorschlag im Gepäck: Ihre Tagebucheinträge, die sie selbst lesen sollte, könnten die Grundlage für das Porträt über sie werden. Jeglicher Kommentar würde entfallen, die Auswahl ihrer Tagebucheinträge müsse sie mir aber überlassen. „Eine interessante Idee“, kommentierte sie. Und so haben wir den Film auch umgesetzt.

***„Frauengeschichten Erika Pluhar“ – ARD
im Auftrag von Radio Bremen – 25.2.1982
(Kamera Reimar Fiedler / Schnitt Stephanie Rudolph)***

Passend zu ihren Aussagen habe ich, zusammen mit dem Kameramann Reimar Fiedler, die Motive gesucht. Bei manchen Passagen war ich unsicher, ob ich ihr zum Beispiel ihre nicht sehr schmeichelhaften Aussagen zu ihrem Ehemann André Heller zumuten könnte. „Ich bin mit allem

einverstanden, du machst das schon“, sagte sie. Dieses Vertrauen hat mir gutgetan. Ich fühlte mich ihr sehr nah.

„Mein Mann ist im Laufe unserer zweijährigen Ehe aus einem Liebenden zu einem Geschöpf des Ehrgeizes und der Genialität geworden. Alle Begabungen, die ich in ihm vermutet habe, blühen auf und streben mit Macht nach Macht. Er ist ein Gemisch aus Genie und Oberflächlichkeit. Er ist herzlos und feinfühlig, wahrhaft und maßlos verlogen ...“

Bei den Dreharbeiten für ein abendliches Konzert in der Jahrhunderthalle in Frankfurt-Höchst trat Erika gemeinsam mit André Heller auf. Die beiden waren zum Zeitpunkt unserer Filmaufnahmen 1980 noch verheiratet, aber schon sieben Jahre getrennt. 1984 wurden sie geschieden. Die beiden sangen wienerische Lieder. Ich wunderte mich, wie entspannt sie miteinander umgingen, nach allem Schmerzlichen, was sie in ihrer Ehe erlebt hatten. Als Erikas Tochter Anna 2004 mit sechsunddreißig Jahren ganz plötzlich an einem Asthmaanfall mit Herzstillstand verstarb, war André Heller ein wirklicher Freund an ihrer Seite. „In dieser schrecklichen Zeit“, so sagte er es in einer Laudatio, die er für Erika Pluhar bei der Verleihung des Billy-Wilder-Preises hielt, habe Erika bei der Bewältigung dieses schmerzlichen Verlustes, ihre „Meisterprüfung“ abgelegt. Beim Drehen erzählte Erika, dass es André Heller war, der sie in ihren Anfängen zu ihren eigenen Texten ermutigte. Einer dieser Texte traf mich mitten ins Herz:

„Frau lauf weg, nimm dich selbst bei der Hand, Frau lauf weg, gebrauche deinen Verstand, schau dich um in deinem Land, sei dein eigener Musikant und niemals mehr dein eigener Denunziant.“

Ja, ja, jubelte ich innerlich: Erika sagt genau das, was ich empfinde: Lebe deine Wünsche, deine Träume, lass dich nicht fremd bestimmen, einengen. Sei du selbst! Kaum gedacht, relativierte ich meine Überzeugung gleich wieder. Darf man das denn? Ist das nicht egoistisch? Mit dem Gefühl „Ja aber“ habe ich mich lange auseinandergesetzt. Inzwischen weiß ich: Ja, ich darf, und zwar ohne schlechtes Gewissen.



Ähnlich elektrisiert haben mich auch Zeilen aus dem Song von Gitte Haening „Ich will alles...“ in meinem Porträt über die dänische Sängerin: *„...ich will leben, will mich geben, so wie ich bin und was mich kaputt macht, nehme ich nicht mehr hin...nie mehr bescheiden und stumm, nie mehr betrogen und dumm...“*

Jahre später wird mir ein Satz von Christine Westermann in meinem „höchstpersönlich“ Porträt über sie aus dem Jahre 2003 meine eigenen Ängste und Zweifel in der Anfangszeit beim Fernsehen, noch einmal vor Augen führen. Im Interview sagte die Journalistin damals:

„Die größten Verletzungen füge ich eigentlich mir selbst zu, in dem ich mich oft unterschätze, in dem ich oft denke, immer noch, immer weniger, aber immer noch, ich bin nicht gut genug und andere können das besser. Und vielleicht kommt mir ja mal einer drauf, dass ich nicht so gut bin, wie alle meinen.“

Dieses Eingeständnis von ihr, versöhnte mich mit meinem eigenen Misstrauen mir gegenüber. Es durfte also sein, mich zerrissen zu fühlen zwischen den Polen „Ich bin ok, ich kann was“ und dem Infragestellen „Bin ich wirklich so gut, wie ich gesehen werde?“ In ihren sehr klug geführten Interviews in der legendären Sendung „Zimmer frei“ hatte sie Stars zu offenen und ungewöhnlichen Aussagen verleitet, was in meinen Augen ihr großes Können bewies. Die meisten Bücher von Christine Westermann waren Bestseller. Wie also war es möglich, dass die Journalistin, Autorin und Moderatorin Zweifel an ihrem Können äußerte? Vier Jahre reflektierte Christine Westermann im Team mit Literaturkritikern, Autorinnen und Autoren in der ARD-Sendung „Literarisches Quartett“ über die Inhalte von Büchern. Ab 2020 wird sie neue Wege gehen.

Es war, als seien diese Texte für mich geschrieben – nach allem, was mir das Leben zugemutet hat. Oder sollte ich besser sagen: ich mir selbst zugemutet habe.

Psychologische Gedankensplitter

Schmerzliche Erinnerungen können eine merkwürdige Eigendynamik entwickeln. Man könnte meinen, dass sie stets präsent sind und uns lebenslang verfolgen. Vor allem dann, wenn es sich um traumatische Erlebnisse handelt. Ansonsten neigen wir jedoch häufig dazu, Schmerzliches auszublenden, zu verdrängen und reden uns ein, alles sei gut. Die Anlässe, bei denen uns die Bilder der Vergangenheit dann doch wieder einholen, können trivial sein: Mal ist es ein Geruch, eine Farbe, ein Geräusch, ein Liedtext und sie sind wieder präsent.

Ich fühlte mich mit Erika seelenverwandt. Sie lebte und drückte aus, was ich lange Zeit nicht leben konnte. Sie traute sich, schonungslos Dinge zu sagen. Ich bewunderte sie dafür. Als Autorin und Film-Frau fühlte ich mich von ihr angenommen und wertgeschätzt. Durch ihr Vertrauen in meine Fähigkeiten verstärkte ich einen Teil meines instabilen Selbstwertgefühls. Das wiederum stachelte meinen Ehrgeiz an, mir Anerkennung und Zuwendung durch Leistung zu verschaffen. Ich wusste immer noch nicht, ob das die Lösung oder eine Sackgasse war. Lange Zeit noch blieb ich meinem Schema treu, durch Streben nach Anerkennung, mein Selbstwertempfinden zu verbessern. Ich war abhängig davon, was andere von mir sagten oder dachten. Die eigene Leistung zu würdigen, ohne Zustimmung von außen, war mir damals noch nicht möglich.

Ankunft in Athen (Aus Kapitel: „Aufbruch ins Ungewisse“, S.94)

Abhängig, verbohrt, besessen, unfähig, die Realität zu erkennen, das Offensbare nicht wahrhaben wollen, so begann meine erste Zeit in Athen.

Es war ein kalter Januartag, als ich – nach mehr als drei Tagen und Nächten aus Frankfurt am Main kommend - in Athen eintraf. Wie würde mich Dimitri begrüßen? Im Geiste hörte ich seine Stimme, seine zärtlichen Worte, die er mir immer und immer wieder in England ins Ohr geflüstert hatte. Egal was passieren würde, nichts könnte uns je wieder auseinanderbringen. Wir gehörten zusammen wie Pech und Schwefel! Seine Eltern,

seine Schwester und sein Bruder würden mich liebevoll in der Familie willkommen heißen, so wie ich es mir in den Monaten der Trennung immer ausgemalt hatte. Wir hatten Briefe gewechselt. Ich schrieb häufig, er eher spärlich. Er entschuldigte das damit, dass er ja beim Militär, einen schweren Dienst zu absolvieren habe, der ihm nur wenig Zeit für Privates ließe. Ich war glücklich über jedes Lebenszeichen, suchte nach jeder zärtlichen Formulierung.

Am Bahnhof standen wenige Menschen. Meinen Liebsten konnte ich nicht ausmachen. Sicher steht er weiter hinten und ich habe ihn noch nicht gesehen. Ich wuchtete meinen großen, schweren Koffer die hohen Stufen des Waggons hinunter, stieg aus und suchte mit den Augen den Bahnsteig ab. Von Dimitri keine Spur. Verloren und zutiefst verunsichert, stand ich da. Unfassbar. Dimitri war nicht gekommen. Da stürmte ein junger Mann auf mich zu und sprach mich mit einem leicht österreichischen Akzent an: „Bist du Heide?“ Er stellte sich als Freund von Dimitri vor. „Ich heiße Kostas, ich soll dich abholen.“ Meine Enttäuschung brach sich Bahn. Ich kämpfte mit den Tränen. „Und wo ist Dimitri?“ Der habe ihn geschickt, weil er so ohne weiteres von seiner Dienststelle keinen Urlaub bekomme. Sein General habe ihm keinen Urlaub gegeben. „Und wann kommt er?“ Das wusste Kostas nicht zu sagen. „Ich soll dich zu seinen Eltern bringen.“ Mein Herz zog sich zusammen. Ich fror, spürte einen Schauer durch meinen Körper laufen. Wie sehr hatte ich auf diesen Moment gewartet. In jeder Minute hatten sich meine Gedanken mit dem Glück des Wiedersehens befasst. Und jetzt. Ich spürte eine tiefe Traurigkeit in mir aufsteigen, die mich lange begleiten sollte.

Die Taxifahrt erlebte ich wie in Trance. Von der Umgebung nahm ich nur einen Wirrwarr von Straßen wahr und lautes, ungeduldiges Hupen. Kostas versuchte mich abzulenken. Er sei mit Dimitri zur Schule gegangen, habe in Wien Maschinenbau studiert. „Mach dir keine Sorgen, Dimitri wird kommen, so schnell er kann“, versuchte er mich zu beruhigen. Ich war unfähig zu antworten. Schweigend fuhren sie zum Dimitris Elternhaus. Es lag in einem Vorort von Athen. In der Tür stand seine Mutter. Offenbar hatte sie uns erwartet. Ganz so, wie Dimitri sie mir geschildert hatte. Eine kleine, mittelblonde Frau, leicht übergewichtig, mit einem rosigen Gesicht. Sie sieht gar nicht aus wie eine Griechin, dachte ich. Sie überfiel uns mit einer Wortkaskade, von der ich nichts verstand. Noch in Deutschland hatte ich eine Begrüßung auf Griechisch einstudiert. Während der langen Fahrt hatte ich sie öfter gesprochen, um sie ja nicht zu vergessen. Ich wollte auf jeden

Fall gleich beim Kennenlernen einen guten Eindruck machen. Doch in diesem entscheidenden Moment fiel mir der Satz nicht mehr ein. Eleni, so hieß die Mutter von Dimitri, unterstrich ihre Begrüßung mit vielen Handbewegungen. Kostas bemühte sich, laute Sätze, die wie Schläge auf mich einprasselten, zu übersetzen: Ihr Sohn hätte ihr viel von mir erzählt. Zum Beispiel, dass ich ihn in England unterstützt hätte und dass er das mit dieser Einladung wieder gut machen wollte. Ich war verwirrt. Ich war als zukünftige Schwiegertochter gekommen. Daran bestand für mich kein Zweifel. Alles würde sich aufklären, sobald Dimitri von seinen Verpflichtungen befreit war. Kostas versuchte, die Situation zu entschärfen. „Jetzt leb dich erst einmal ein, dann wird sich alles klären.“

Kiria Eleni führte mich durch das Haus. Im Wohnzimmer waren die hölzernen Fensterläden geschlossen, die Möbel mit weißen Tüchern bedeckt. Der Raum war kalt und ungemütlich. Ebenso das Zimmer, in dem ich wohnen sollte. Dort gab es nur ein schmales Bett. Würde ich denn nicht mit Dimitri in einem Zimmer schlafen? Wie durch einen Nebel registrierte ich einen kleinen Schrank und einen Tisch, auf dem eine große Waschschüssel stand. Darin sollte ich mich waschen. In einem Brunnen auf dem Hof konnte man das Wasser hochpumpen. Die Toilette war ebenfalls auf dem Hof. Die Küche war der einzige Platz im Haus, an dem es warm war. Auf einem großen Herd, der mit Holz geheizt wurde, brodelte ein Wasserkessel. Ich war froh, dass man mir hier einen Stuhl anbot und ein warmes Getränk. Ich fühlte mich erschöpft, ausgelaugt, tief enttäuscht und traurig. Bevor Kostas sich verabschiedete, erbat ich seine Adresse und auch eine Telefonnummer. „Du kannst vom Bäcker gegenüber anrufen. Der gibt mir dann Bescheid und du sagst ihm, wann du wieder bei ihm sein kannst und dann können wir reden.“ Im Elternhaus von Dimitri gab es kein Telefon. Dann war ich allein.

Ich blieb noch eine Weile in der warmen Küche, dann ging ich in mein Zimmer. Mich fröstelte. Mein Körper fühlte sich steif an. Ich schlüpfte in meinen Mantel und packte meinen Koffer aus. Erschöpft legte ich mich auf das Bett. Als es klopfte, schreckte ich hoch. Ich war kurz eingeschlafen. Dimitris Vater war nach Hause gekommen. Ein großer, stattlicher Mann, der mich mit einem festen Händedruck begrüßte. Auch er sprach mit vielen Worten auf mich ein. „Then katalaveno“, signalisierte ich. „Ich verstehe nicht.“ In der Küche war für vier Personen gedeckt. An einem Tisch in der Nähe des Ofens. Wenigstens warm, dachte ich. Hungrig war ich nicht, aber was man mir auf den Teller gelegt hatte, schmeckte gut. „Efkaristo“ –

Danke. Der vierte Platz war noch unbesetzt. Kaum hatten wir angefangen zu essen, stürmte eine junge Frau, etwa so alt wie ich, in die Küche, zeigte mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf sich und sagte: „Georgia, sister of Dimitri“. Ich spürte ihre neugierigen Blicke. Gott sei Dank, sie kann wenigstens englisch. Doch es stellte sich sehr schnell heraus, dass sie nur wenige Worte verstand. Und wieder kam mir ein Wortschwall entgegen, mit dem ich nichts anfangen konnte. Wie soll das denn hier weitergehen? Ich war verzweifelt. Wenn Dimitri nicht bald kommt, würde ich das hier kaum aushalten. Plötzlich fühlte ich mich todmüde und einsam. Mit dem Wörterbuch in der Hand, signalisierte ich, dass ich müde sei. „Ipno“ – Schlaf. Für mich war klar: ich muss sofort beginnen, Griechisch zu lernen.

Mit einem dicken Pullover, den ich über meinen Schlafanzug gezogen hatte, ging ich fröstelnd ins Bett. Ich lauschte den ungewohnten Geräuschen. Aus der Küche hörte ich die Stimmen der Familie. Hin und wieder drangen Laute eines Esels an mein Ohr. Katzen jaulten, Hunde bellten. In der Ferne hupte ein Auto. Irgendwann schief ich traumlos ein.

(Aus Kapitel: „Die 80er Jahre“, S.198)

**„Marika Röck – Die Frau meiner Träume“ – ARD
Frauengeschichten – Im Auftrag von Radio Bremen - 19.3.1981
(Kamera Günther Wedekind/ Schnitt Stefanie Rudolph)**

Im Juni 1980 besuchte ich Marika Röck und ihren zweiten Mann, Fred Raul, zu einem Vorgespräch in ihrem Haus in Baden bei Wien. Fred Raul war damals seit fünfundzwanzig Jahren ihr Manager und Regisseur vieler ihrer Theatererfolge. Marika Röck war noch immer eine elegante, gepflegte Erscheinung. In den ersten zehn Minuten unseres Gesprächs war sie ganz der große Star: „Meine Liebe, Sie hätten noch mal anrufen müssen, ich fühle mich heute ganz und gar indisponiert.“ Später wurde sie natürlicher, fast sympathisch und dabei sehr temperamentvoll. Sie bezeichnete sich als gläubig. „Ich danke jeden Tag dem Herrgott, wie gut es mir geht.“ Auf die Frage, ob sie sich mit Politik beschäftigt, antwortete sie etwas ungehalten, sie sei völlig unpolitisch, würde keine Zeitung lesen, sich höchstens aus dem Fernsehen informieren oder von ihrem Mann die wichtigsten weltpolitischen Ereignisse erzählt bekommen. Sie sprach ausschließlich von der Zeit ihrer großen Erfolge. Da schmückte sie jedes Detail aus, setzte sich geschickt in Szene und schwelgte in der Vergangenheit.

Mein Anliegen und das der neuen Reihe, einen Film mit ihr zu machen, der den Menschen Marika Röck in den Vordergrund stellt, verunsicherte sie. Dann aber konnte sie sich für den Gedanken doch noch erwärmen: „Das würde mich schon reizen. So etwas bin ich noch nie gefragt worden!“ Mit „so etwas“ meinte sie Themen wie Emanzipation der Frau, die Nazizeit und ihre Rolle dabei, das Problem des Älterwerdens und so weiter.

Als ich wieder in Bremen war, tauchten bei telefonischen Rückfragen mit ihrem Mann Fred Raul erste Schwierigkeiten auf. Er insistierte, es sei nie die Rede von „solchen“ Fragen gewesen. Und er wiederholte, was Marika Röck auch schon irritiert infrage gestellt hatte: ‚So etwas‘, frage man die Röck nicht.“ Ich sah mein Konzept zusammenbrechen, hinter die Fassade eines Weltstars gucken zu können. Die Röck ließ mitteilen, sie habe keine Lust mehr auf den Film. Es schien, als sei die Sache gelaufen. Dann kam kurzfristig doch noch die Zusage, man sei bereit, sich zu arrangieren, vorausgesetzt, der Sender wäre bereit, die Dreharbeiten so zu legen, dass man zeigen könne, dass die Röck noch im Geschäft ist. Wir einigten uns, ihr entgegenzukommen. Ein freies Kamerateam aus Wien wurde für zwei Tage engagiert, um einen Auftritt mit ihr beim ORF in Klagenfurt wahrzunehmen. Marika Röck war Gast in der beliebten Rundfunksendung „*Prominente spielen ihre Lieblingsmelodien*“.

Am Bahnhof wartete ich mit dem Team, um die Diva und ihren Mann am Zug zu empfangen. „Bitte nur die linke Seite“, rief Marika Röck dem Kameramann zu, „das ist meine Schokoladenseite.“ Im Studio suchte sie mit einem ORF-Mitarbeiter ihre alten Hits heraus, die in der Sendung gespielt werden sollten. Die einhundertdreißig Karten waren an einem Vormittag vergriffen. Die Zuschauer, alle um die fünfzig aufwärts, lauschten fasziniert den Erinnerungen der Diva. Moderator Sepp Prager hatte Mühe, eine Zwischenfrage loszuwerden. Marika Röck erzählte aus ihrem Leben, schwelgte von Erfolg zu Erfolg, mischte kleine Anekdoten von Kollegen ein, sprach von ihren Eltern, ihren Erfolgen, von Jacoby, dem Regisseur und erstem Ehemann. Im Film „Leichte Kavallerie“ hatte sie ihm ja nicht gefallen, bis der Zufall sie auf einer Gartenparty zusammengeführt habe. „Ich sah privat viel besser aus. Es stand alles. Ausgezogen wie die Venus, so schön, so knusprig, zum Anbeißen...“ Zu ihrer Rolle in der Nazizeit kein Wort. Die Zuhörerinnen und Zuschauer schienen das nicht zu vermissen. „Was für ein interessantes Leben.“ - „Wunderbar!“ - „Einsame Spitze“, so die Kommentare der Studiogäste nach der Sendung.